

n o r a f u c h s

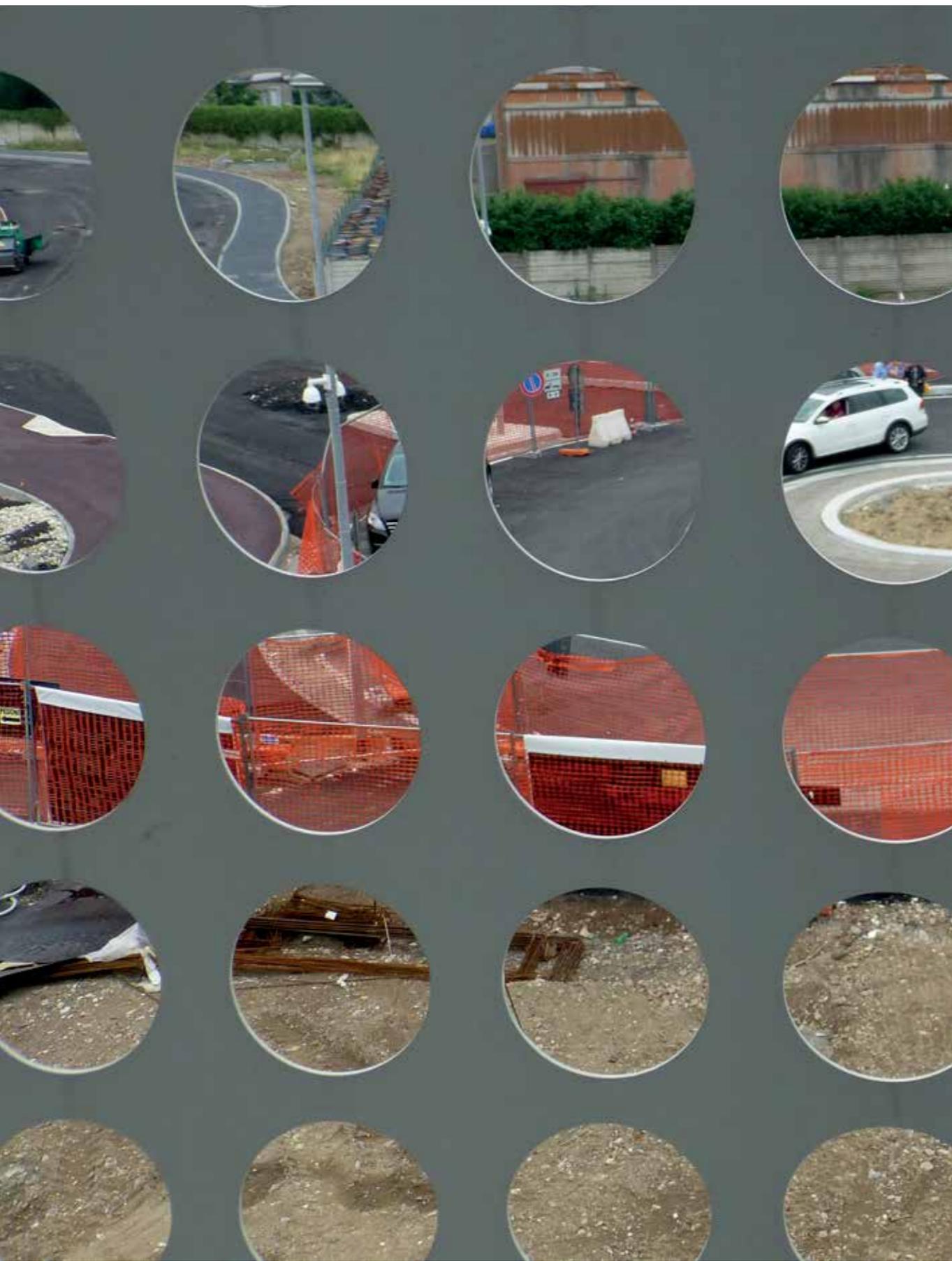
Der

Untergang des Raumes

ist programmiert

Inhaltsverzeichnis

9	Unerreichbare Räume. Vorwort
12	Fragenkatalog
17	<i>Ich bin eher ein manischer Aufräumer</i>
22	<i>Dieses Chaos, das sich immer mehr anhäuft und anhäuft und anhäuft</i>
24	<i>Eine Ordnung in einem drin</i>
51	<i>Ein bisschen Weltraumgedanke</i>
55	<i>Größe 38</i>
60	<i>Der Platz für mich als Person</i>
65	<i>Wenn es dann weg ist, dann ist es eben so</i>
71	<i>Mein Herz blutet beim Wegschmeißen</i>
76	<i>Anhäufen und wegräumen oder Der reale Schrank stürzt nicht ab</i>
82	<i>Porträt. Wald. Baustelle</i>
111	<i>Die schlimmste denkbare Unordnung findet im Kopf statt</i>
117	<i>Workflow</i>
124	<i>Leere Schubladen</i>
133	<i>Unordnung ist cool</i>
134	<i>Lass das mal in Ruhe</i>
174	<i>Das Mehl nicht beim Topf</i>
180	<i>Ordnungsliebe ist ein Indiz für Unsicherheit</i>
192	Die Arbeitsplätze
198	Vita
202	Abbildungsverzeichnis
204	Impressum



Die geneigte Leserin, der geneigte Leser kann und soll sich an dieser Stelle selbst befragen.
Was würden Sie antworten? Danach sind Sie für die Lektüre der folgenden Texte gut vorbereitet.

REALER RAUM

Wann empfinden Sie einen Raum als ordentlich?

Wann empfinden Sie einen Raum als unordentlich?

Wie viel Ordnung oder Unordnung brauchen Sie in Ihren Räumlichkeiten?

Wie viel Zeit verbringen Sie mit Ordnen und Sortieren?

Werfen Sie Dinge weg beim Aufräumen und wenn ja, warum?

Wie würden Sie sich selbst als „Aufräum-Charakter“ beschreiben?

Wie ordnen Sie die Dinge an, gibt es Kriterien dafür?

Beschreiben Sie Ihre Vorgehensweise, wenn Sie aufräumen.

Heißt Aufräumen für Sie eher, einen Zustand zu erhalten,
oder verändert sich der Raum durch das Aufräumen?

Haben Sie eine bestimmte Lieblingstätigkeit beim Aufräumen?

Falls Sie besondere Plätze für Gegenstände haben, welche sind typisch für Sie?

Hat Aufräumen für Sie mit Sauberkeit zu tun?

Was machen Sie in Hotelzimmern anders als in Ihrer häuslichen Umgebung?

Ähneln das Aufräumen im realen Raum

dem Aufräumen im Computer?

VIRTUELLER RAUM

Ist der Computer wichtig für Sie und wenn ja, warum?

Wie viel Zeit verbringen Sie am Computer?

Was tun Sie mit Ihrem Computer?

Beschreiben Sie bitte, wie Sie den Inhalt Ihres Computers ordnen.

Wie benennen Sie die Dateien in Ihrem Computer?

Finden Sie alle Daten auf Ihrem Computer wieder?

Wie oft räumen Sie den Computer auf? Werfen Sie Dateien weg?

Wenn Sie an den Inhalt Ihres Computers denken, haben Sie eine bildhafte Vorstellung?

Wenn ja, wie sieht die aus?

Wie viel Zeit verbringen Sie im Internet?

Wie stellen Sie sich das Internet vor?

Wie stellen Sie sich den virtuellen Raum vor?

Lassen Sie andere Personen an Ihren Computer?

Gibt es Dinge, die keiner sehen darf?

*Haben Sie noch weitere wichtige Informationen,
die Sie mir mitteilen möchten zu diesem Thema?*

Vielen Dank!

*



Sprungturm. Lennépark Baruth. 2010

Ich bin eher ein manischer Aufräumer

Mein Heim ist aufgeteilt in verschiedene Bereiche. Es gibt meinen Arbeitsbereich, einen Haushaltsbereich mit Küche, dann gibt es den Hygienebereich mit Bad, Waschmaschine und für die Wäsche, dann gibt es einen Schlafbereich. Die verschiedenen Bereiche sind jeweils wiederum geordnet.

Mein Arbeitsbereich hat eine ziemlich festgelegte, eindeutige Ordnung, weil ich den auch nur ganz alleine für mich habe und ihn entsprechend strukturieren kann, während ich die anderen Bereiche mit anderen teilen muss. Da muss man eine allgemeinere Ordnung finden, damit alle die immer verstehen.

Ich bin eher ein manischer Aufräumer. Ich kann es überhaupt nicht leiden, wenn Sachen irgendwo rumliegen, wo sie nicht hingehören. Ich räume pausenlos auf und mache das auch gerne. Das macht mir Spaß. Ich räume auf, damit mein Kopf frei werden kann. Es gibt Leute, die können nur in Unordnung denken, es gibt Leute, die können nur in Ordnung denken. Also ich bin eine von denen, die eine neutrale Ordnung brauchen, um gut denken zu können. Sonst lenkt mich das andere alles ab.

Einerseits soll der Raum immer wieder in einen bestimmten neutralen Zustand zurückgeführt werden, damit ich wieder in Ruhe quasi bei Null anfangen kann, etwas zu tun, und andererseits ändert sich die Ordnung aber auch ständig, weil man ja immer wieder neue Sachen hat, die man aufräumen muss. Also so ganz fein und unmerklich sozusagen verändert sich der Raum durch das Aufräumen. Obwohl es eigentlich gar nicht gewünscht ist.

Ich möchte mit dem Aufräumen eine Ruhe herstellen. Der Raum wird nüchterner und klarer.

Wie räume ich auf? Ich gehe durch den Raum und nehme alle Dinge, die am falschen Ort sind, und trage die meistens zusammen an einen neutralen Ort, von wo aus ich sie gut weiterverteilen kann. Manchmal nehme ich sogar ein Tablett, auf das ich alles draufstelle, und trage die Dinge dann dahin, wo sie eigentlich hingehören. Alles hat einen Platz. Wo es sein sollte. Manchmal probiere ich dann auch etwas Neues aus. Aber eigentlich versuche ich für jeden Gegenstand immer einen Platz zu haben.

Im Normalfall räume ich vielleicht ein Mal pro Woche auf.

Wenn ich gerade intensiv an einer Arbeit dran bin, dann lasse ich eher alles stehen, bis ich fertig bin. Ich fange an einer Stelle an und arbeite mich dann so langsam durch den Raum. So vielleicht die Wand entlang.

Aufräumen hat für mich nichts mit Sauberkeit zu tun. Das sind zwei verschiedene Sachen. Wenn ich sauber mache, dann räume ich gleichzeitig auch auf. Aber ich mache nicht immer sauber, wenn ich aufräume.

Eine Lieblingstätigkeit beim Aufräumen? Sachen irgendwo reinräumen. Sachen sortieren zum Beispiel mache ich auch sehr gerne. Oder viele kleine Gegenstände in die passenden Schubladen wieder zurückzulegen. Man versucht ja irgendein System zu finden, wie man die Dinge sortiert. Ich habe zum Beispiel so einen kleinen Schubladenschrank, in dem die ganzen Sachen drin sind, die man immer wieder braucht, Bleistifte, Filzstifte, Schneidewerkzeug, Klebebänder usw. Das ist dann sortiert in zehn verschiedene Schubladen, auf denen jeweils der Inhalt draufsteht. Dann habe ich ganz viele kleine Karteikästen die auch jeweils immer eine Funktion haben, in einem sind alle Briefumschläge drin, in einem sind alle Pässe drin, in einem sind alle alten Postkarten drin und so weiter.

Letzthin habe ich sehr gerne alle Bücher nach dem ABC sortiert. Das fand ich eine tolle Beschäftigung, weil ich dann gemerkt habe, was für Bücher wir überhaupt haben, und ich seitdem tatsächlich die Bücher auch besser finde. Und mehr Lust habe, manchmal ein neues rauszuholen und zu lesen. Das war eine Neuordnung. Manchmal ist es auch gut, die alte Ordnung aufzugeben und eine neue Ordnung einzuführen, weil man dann manche Sachen wieder anders sehen kann.

Ich werfe Dinge während dem Aufräumen weg. Wie vorhin schon beschrieben, ich gehe durch das Zimmer, fang in einer Ecke an und räume die Sachen an ihren Platz. Die Sachen, die ich nicht brauche, die schmeiße ich weg. Bei Papier ist es speziell, entweder sie sind im Ordner oder sie gehen weg.

Der Computer ist der ideale Ordnungsraum, die Ordnungsmöglichkeit schlechthin. Weil man da ja wirklich eine Ordnung schaffen kann, die im realen Raum so gar nicht möglich ist. Ich räume auch im Computer ständig wieder auf. Ich versuche immer wieder ein Ordnungssystem herzustellen, das perfekt ist, wo ich wirklich alles wiederfinde und alles so durchsystematisiert ist, dass es auch am meisten Sinn macht.

Ich verbringe am Tag bestimmt so sechs, sieben Stunden durchschnittlich am Computer. Der Anteil der künstlerischen Arbeit beträgt sechzig bis siebzig Prozent. Für das reale Leben ist der Computer sehr viel weniger wichtig, aber auch so dreißig bis vierzig Prozent. Im Internet bin ich vielleicht pro Tag eine halbe Stunde. Also nicht so viel. Ich versuche es möglichst kurz zu halten. Es sei denn, ich brauche für die Arbeit eine Recherche.

Wie ich meinen Computer strukturiere? Ich habe verschiedene Festplatten, also Laufwerke. Es gibt eine für künstlerische Arbeiten, eine für den Kunstverein, eine für persönliche Sachen wie Buchhaltung und Rechnungen und private Bilder. Die sind dann in sich wieder aufgeteilt. Und dann geht es in sich immer um Themen. Bei künstlerischer Arbeit ist es eigentlich relativ klar. Da gibt es jeweils einen Ordner für ein künstlerisches Projekt. In diesem Ordner sind unzählige weitere Ordner enthalten. Umso größer das Projekt, umso mehr Ordner. Logisch.

Für mich ist es tatsächlich auch wichtig, eine Struktur zu finden, die jemand anderes entziffern könnte. Und zwar auch ganz einfach deswegen, weil ich über die Zeit hinweg einfach vergesse, wie das aufgelistet ist. Ich bin dann oft sehr froh, wenn ich ein halbes Jahr später auf eine Ordnung stoße, die ich wieder nachvollziehen kann. Wenn ich das zu chaotisch mache, dann kann ich es nicht mehr nachvollziehen, dann finde ich auch manche Sachen einfach nicht mehr wieder.

Richtig schwierig ist es bei so schwammigen Bereichen. Wo gehören die Dateien eigentlich hin? Ist das ein Brief, ist das Schriftverkehr, oder gehören die zu den Konzepten? Manchmal speichere ich dann Dateien in verschiedenen Listen ab. Weil ich sie sonst möglicherweise nicht finde. Oder zu lange suchen muss. Das sind die schwierigeren Fälle.

Ich räume den Computer ein Mal im Jahr so richtig auf. Also nicht so furchtbar oft. Dann sichere ich auch alles definitiv. Eigentlich ist das selten. Das müsste ich viel öfter machen. Die Sachen, die mir wirklich richtig wichtig sind, die sichere ich relativ oft im Moment, weil ich Panik habe, dass mir die Platte abraucht und ganz viel Arbeit umsonst und weg ist.

Wie stelle ich mir den virtuellen Raum im Computer vor? Hm.

Wie so eine Art Gebäude. Mit ganz vielen Zimmern, die wiederum in andere Zimmer führen. Ich stelle mir das schon ziemlich plastisch vor. Das heißt, das ist so ein Labyrinth von Räumen, wo immer ein Raum in den nächsten Raum führt, von dem wieder Räume abgehen, und so weiter. Irgendwann endet es dann natürlich. Der Eingang unten ist sozusagen der Anfang. Dann gibt es verschiedene Stockwerke. Jedes Stockwerk ist sozusagen eine Festplatte. Dann habe ich ungefähr fünf Stockwerke. Genau.

Andere Personen lasse ich kaum an meine Computer. Ungern. In Notfällen. Wenn jemand wirklich dringlich etwas machen muss. Aber an meine Ordnung lasse ich niemand dran.

Dinge, die keiner sehen darf, gibt es nicht. Es ist für mich eher ein Arbeitsort.

Dinge, die ich geheim halte, die halte ich lieber handschriftlich fest.

∞



Nacht im Hotelzimmer.
Ausstellung *Heim_Spiel*,
Frauenmuseum Berlin. 2012



Eine Ordnung in einem drin

Ein Raum ist ordentlich, wenn nichts auf dem Boden liegt. Es muss möglichst wenig zu sehen sein. Alles soll verstaut und nach einer Ordnung weggepackt sein. Nur die Sachen, die man braucht, die da wirklich hingehören wie auf dem Schreibtisch die Maus, die Kabel oder der Kopfhörer, würde ich da liegen lassen. Das Schmerzgel oder das Parfüm, was da auch noch steht, empfinde ich schon wieder als unordentlich. Müll und gebrauchte Tassen und Teller und Essensreste sind mir zu viel, spätestens wenn sich das ansammelt, räume ich auf. Es hängt auch von der Gemütslage ab, ob ich das Bedürfnis habe aufzuräumen oder nicht. Ich bin in der Regel ordentlicher als andere in meinem Alter.

Am schlimmsten finde ich Staubwischen. Sachenwegräumen geht dagegen fix und so nebenbei. Wenn ich gründlich sauber gemacht habe und aufgeräumt habe, fühle ich mich wohler und bin deutlich lieber in dem Raum.

Bei der Bundeswehr habe ich Vorschriften, wie ich aufzuräumen habe. Es gibt sogar Stubenkontrollen. Beim Morgenappell wird gesagt: „Die Stube meldet sich gleich noch mal bei mir, da gehen wir durch.“ Dann wird überall geguckt und gewischt, wie sieht der Tisch aus, wie sehen die Betten aus, wie sind die gemacht worden? Falls die nicht gemacht sind, gibt es Ärger. Bei der Bundeswehr ist der Druck größer, ich bin dort deutlich ordentlicher als zu Hause. Und weil man da auch mit vier anderen Leuten wohnt, festigt sich die Ordnung. Weil man genauso behandelt werden will, wie man die anderen behandelt. So dass man deutlich stärker drauf achtet, was man wohin legt. Für den Schrankinhalt gibt es eine richtige Ordnungsvorschrift. Die T-Shirts liegen links und müssen auf DIN-A4-Blattgröße gefaltet sein. Es kam schon jemand mit einem A4-Blatt vorbei und hat es überprüft. Einen halben Zentimeter zu groß gefaltet, alles wieder raus aus dem Schrank, neu falten.

Ein privates Fach ist vorhanden. Da kann man machen, was man will, man kann es auch abschließen. Es gibt also einen kleinen nicht kontrollierten Bereich, dreißig mal dreißig Zentimeter, einen halben Meter tief.

So hart wie in der Grundausbildung ist es jetzt nicht mehr. Es ist aber immer noch eine Ordnung in einem drin, wenn auch nicht mehr ganz so schlimm wie am Anfang. Ich finde das auch gut, weil man sich dadurch deutlich wohler fühlt und weiß, wo was liegt.

Ich versuche, den Computer nicht zuzumüllen. Wenn ich merke, ich brauche etwas nicht mehr und ich brauche Platz für etwas Neues, dann deinstalliere ich und schmeiße Dinge runter. Verglichen mit dem Regal hier ist es ja anders. Da stehen noch die Mickeymäuse von ganz früher, die schmeiße ich nicht weg. Ich bin am Computer deutlich ordentlicher als im echten Leben, in der Realität. Angefangen mit dem Computer habe ich mit zwölf Jahren mit unserem Familiencomputer. Dann habe ich vor vier, fünf Jahren meinen Laptop bekommen. Den habe ich auch immer noch, das ist mein erster eigener Computer, für den ich selbst verantwortlich bin.

Ich bin bei Facebook. Ich bin da nicht mit meinem vollen Nachnamen, sondern nur mit dem Vornamen. Das haben uns unsere Lehrer so gesagt. Damit eben später mögliche Arbeitgeber oder andere wichtige Personen einen nicht sofort finden können. Das finde ich eine gute Idee, habe es so weitergemacht und nie Probleme damit gehabt.

Von den Fotos oder anderen Dingen auf Facebook speichere ich mir nichts ab. Und ganz ehrlich, die wiederholen sich spätestens alle halbe Jahre, die Witze. Von daher sieht man es immer wieder. Ich wollte bisher immer ziemlich hart durchziehen, dass ich nur mit den Freunden befreundet bin, die ich kenne. Das ist auch zu neunundneunzig Prozent so. Ich habe die Personen erst kennengelernt und dann die Freundschaftsanfrage gestellt.

Meine Ordner sind maximal in drei Ebenen abgespeichert. Ich habe tonnenweise Bilder aus Neuseeland, von jedem Abschnitt habe ich einen Ordner, aber ich habe es ansonsten nicht weiter sortiert. Musik ist noch ein bisschen drauf, aber ich habe noch die Hälfte des Speicherplatzes frei. Ein paar Videos aus Neuseeland, alle auf Englisch, die gucke ich mir manchmal noch an. Eine bildhafte Vorstellung, was ich da vor mir habe, habe ich nicht. Solange der Computer funktioniert, ist alles top. Ich würde nicht sagen, dass der Computer mein bester Freund ist. Dass ich eine Beziehung aufbauen kann und sagen kann, was da drin vor sich geht. Es ist für mich einfach ein Gebrauchsgegenstand.

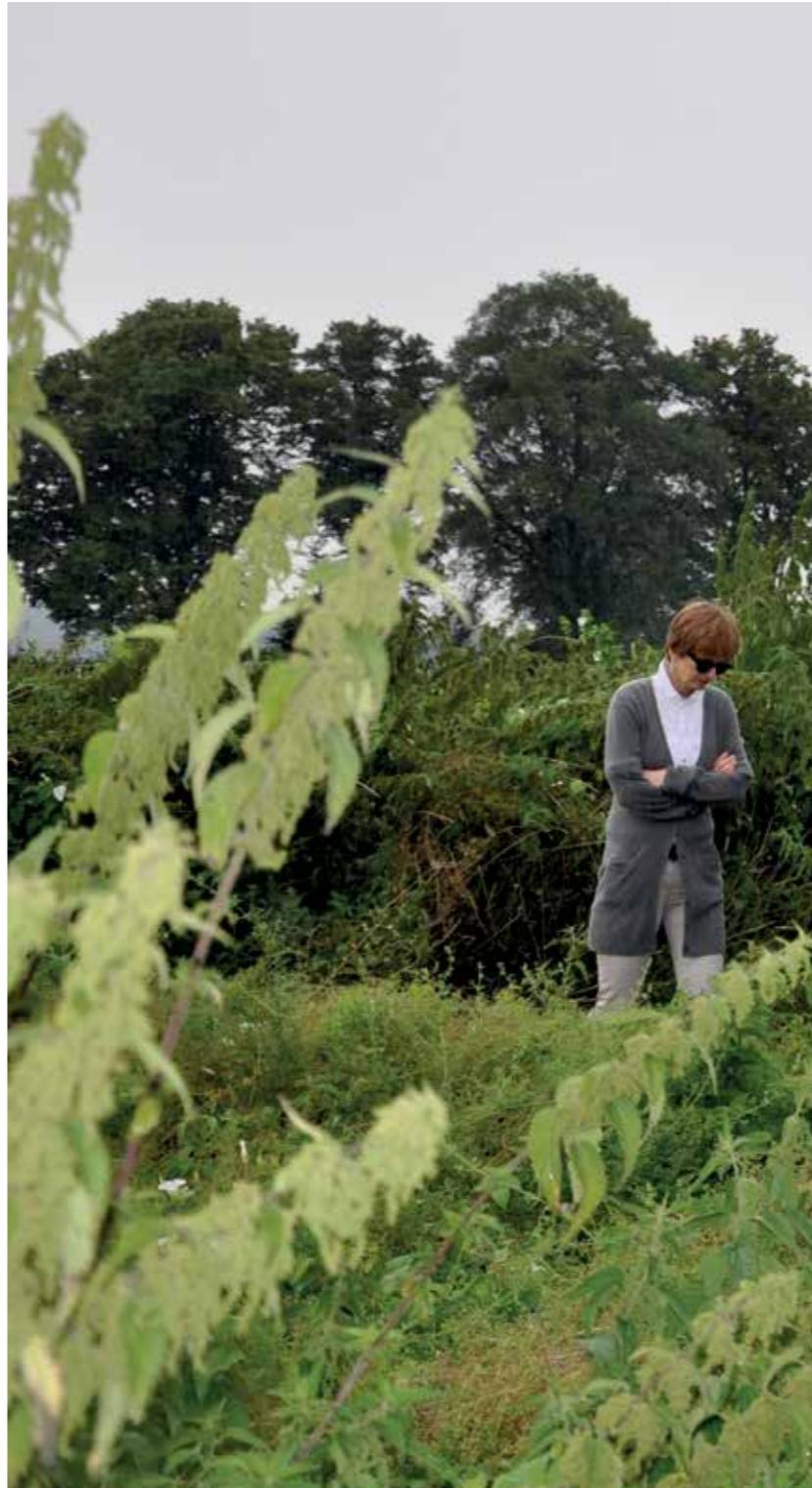
Das Internet ist meiner Meinung nach das größte Chaos, was es in allen Universen gibt. Ich habe gehört, dass jemand versucht hat Wikipedia auszudrucken. Als das Buch drei Meter dick war, hat er aufgehört damit, weil er noch nicht mal die Hälfte hatte. Ich glaube, dass keiner mehr das Internet im Griff hat. Das muss so unendlich groß sein. Weil ja jeder Mensch auf der Welt alles reinstellen kann, was er denkt, was er fühlt, was er glaubt, wie und warum die Welt funktioniert. Ich glaube, das ist so ein unendliches Spinnennetz und Wirrwarr, dass da keiner durchgucken kann.

Wenn ich in der Woche bei der Bundeswehr bin, habe ich kein Internet. Wir haben da gerade so Telefonempfang. Ich bin da wirklich wie im Tal der Ahnungslosen. Aber mich stört das auch nicht. Ehrlich gesagt genieße ich das. Man macht das, was man für sich selbst als richtig empfindet. Wir haben ein Mannschaftsheim, da kann man Fernsehen gucken, da gucken wir Nachrichten und kurz Simpsons, dann geht man wieder auf Stube, da haben wir so einen kleinen Röhrenfernseher. Wenn jetzt ein wichtiges Fußballspiel ist, gucken wir da noch. Ich würde nicht sagen, dass ich das Internet groß vermisse. Ich kann auch extrem gut ohne Internet auskommen. Mittlerweile bereue ich es, dass ich WhatsApp habe. Ich habe mein Smartphone relativ spät gekriegt. Das hier ist mein erstes. Das habe ich erst seit ein paar Monaten. Vorher hatte ich ein paar Stunden mehr, die ich nachdenken konnte, anstatt immer in den blöden Bildschirm reinzugucken. Manchmal geht das Smartphone nämlich auch im Tal der Ahnungslosen, auf Stube ist es wetterabhängig. Ich bin in vier oder fünf Gruppen, zwei für Fußball, eine für Freunde, eine zur Wochenendplanung. Die lösen sich mitunter auch schnell wieder auf. Ich plane meine Wochenenden oft in der Gruppe. Zu siebzig Prozent kläre ich alles mit SMS oder WhatsApp. Mit meinen Eltern telefoniere ich noch, weil die kein WhatsApp haben.

Ich glaube, meine alten SMS sind auf dem Handy gespeichert. Da müsste man aber ewig scrollen, um die alten lesen zu können, ich gucke da sowieso nie mehr rein.

Die alten SMS sind Schnee von gestern.

∞



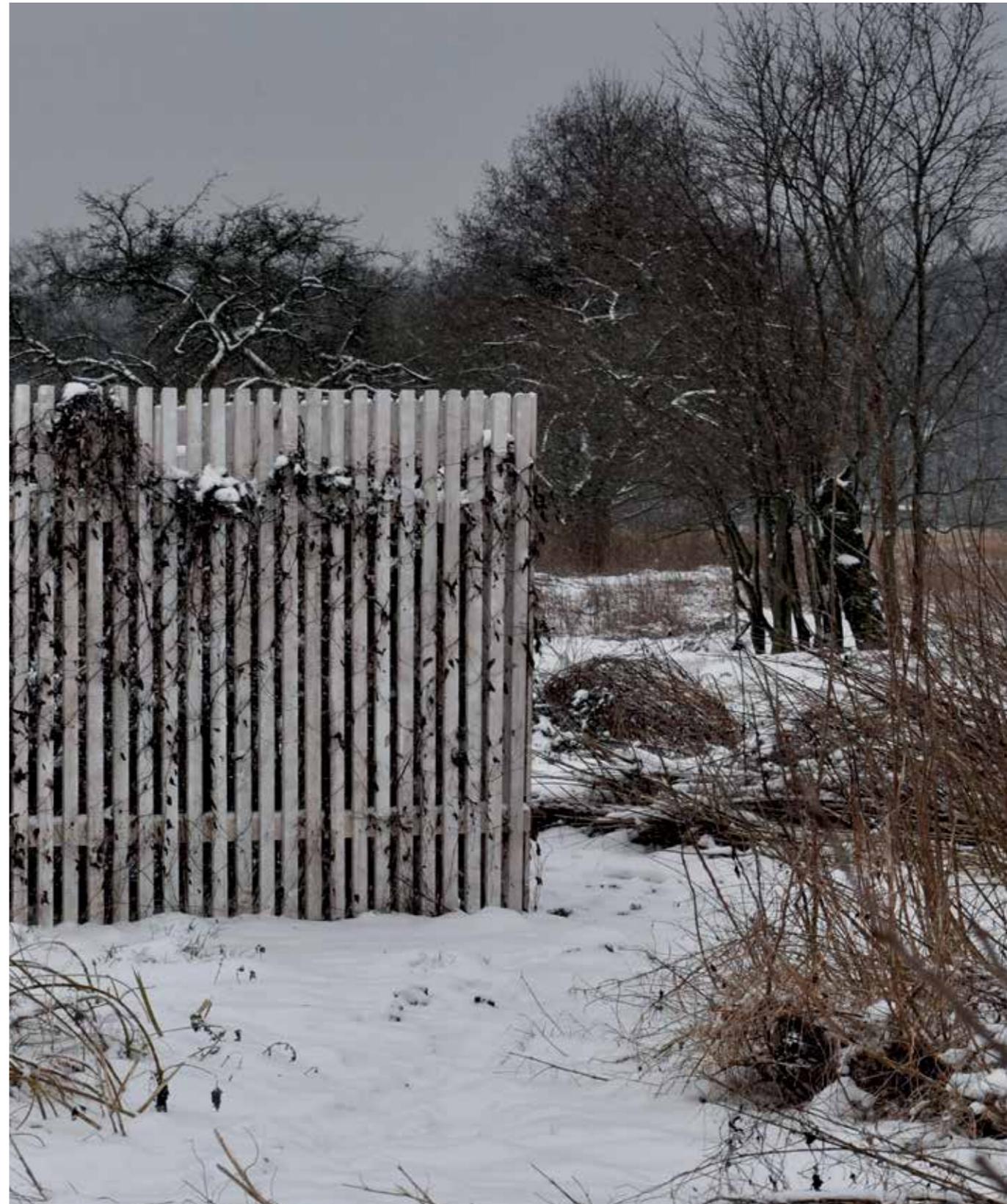
Kolonie im Haag (Vernissage).
August 2013









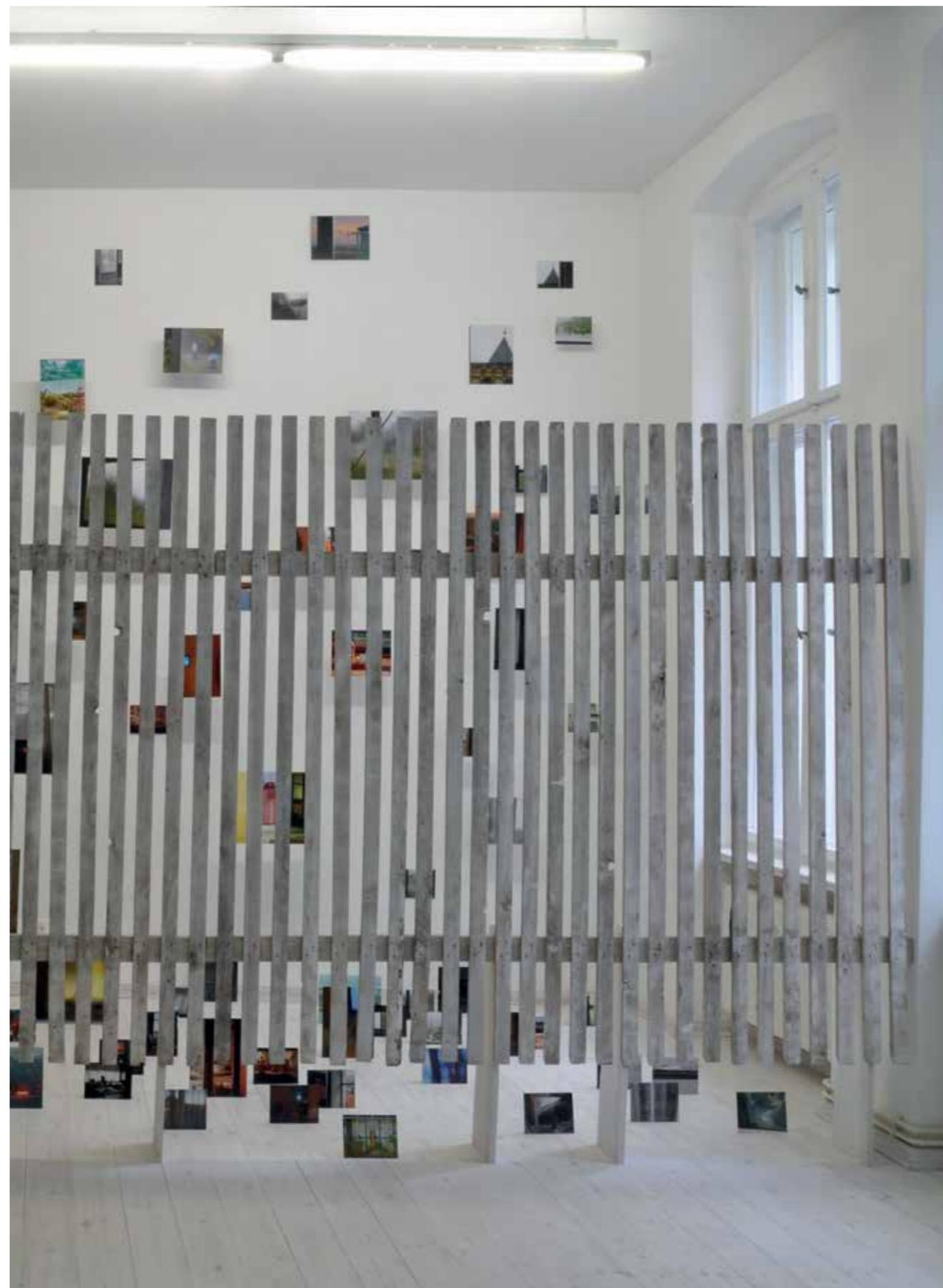
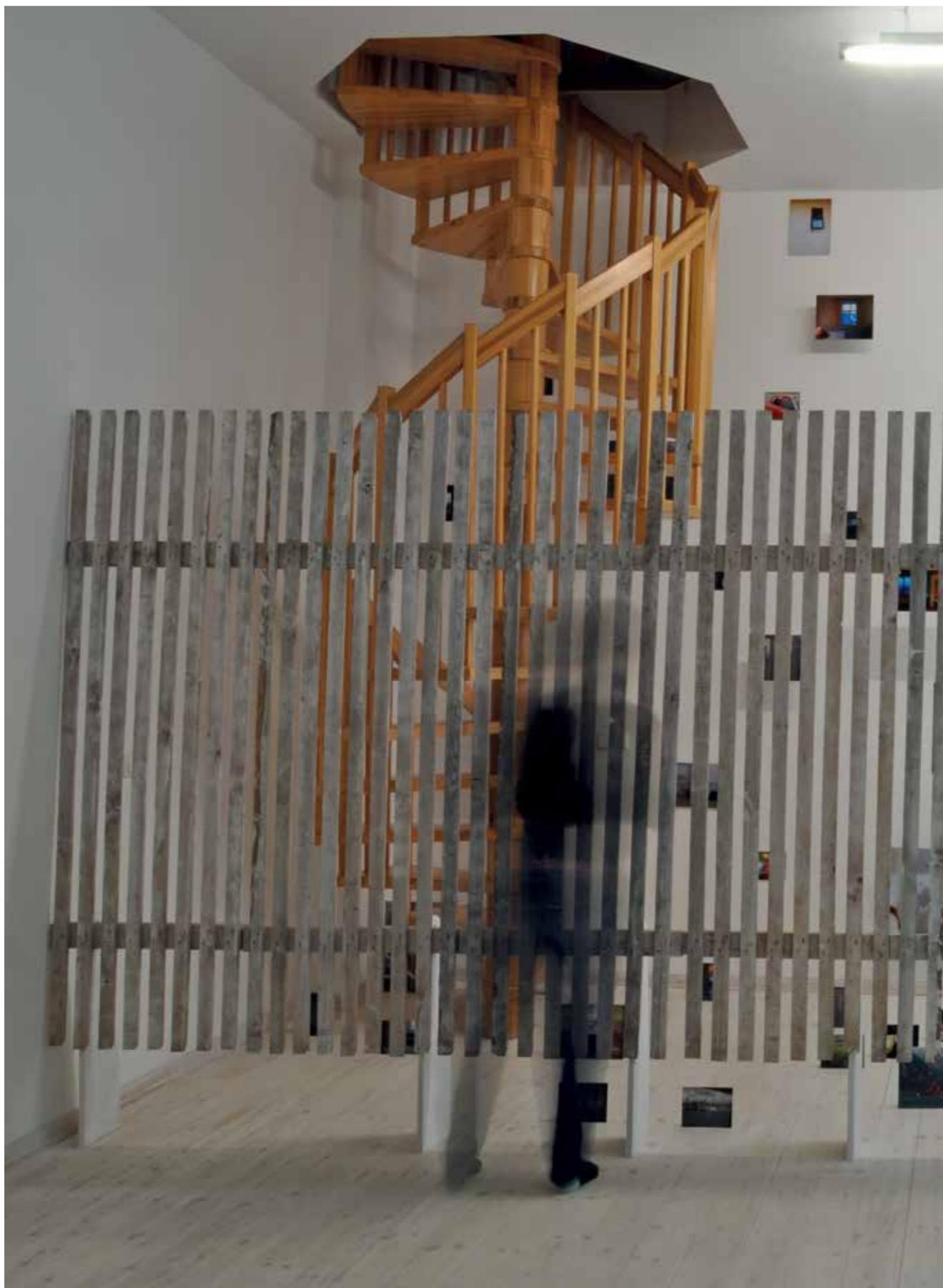


Hinter der Wand I
Ausstellung *Schöneberger Art.*
Berlin. 2014

Apartment in Protzen. 2014











Ordnungsliebe ist ein Indiz für Unsicherheit

Die Voraussetzung für Wohlbefinden ist Ordnung. Sie ist etwas sehr Individuelles. Wenn ich in einem vermeintlichen Chaos die Sicherheit habe, das Gesuchte sofort an der mir bekannten Stelle wiederzufinden, dann ist das meine Ordnung, mit der ich gut klarkomme. Die Unordnung fällt mir erst auf, wenn genau das nicht gewährleistet ist. Wenn ich länger, als es mir recht ist, nach Dingen suchen muss. Wenn ich über einen ungebührenden Zeitraum hinaus ständig nach neuer Orientierung suchen muss. Das hat also auch eine quantitative Qualität. Wenn die Menge der Dinge ein gewisses Maß überschreitet, ist damit sozusagen mein Erinnerungsvermögen überfordert. Dann ist es für mich unordentlich, aber noch nicht bedrohlich. Das wäre eine weitere Steigerung auf dieser Skala.

Ich verbringe wenig Zeit mit Ordnen. Meistens sortiere ich größere dingliche Zusammenhänge ein oder zwei Mal im Jahr, keineswegs täglich. Das hängt davon ab, wo man den Ordnungsbegriff ansiedelt. Nach dem Spülen lege ich die Messer zurück in den Besteckkasten. Das hat aber für mich noch nicht viel mit Aufräumen zu tun. Einen Raum aufräumen bedeutet für mich meistens, ihn neu zu organisieren. Chaos oder das Gegenteil von Ordnung bin ich so lange bereit zu tolerieren, wie alles innerhalb dieses Chaos noch funktioniert.

Mein Aufräumcharakter? Ist situativ. In unorganisierten und damit eher unordentlichen Phasen greife ich in dem Augenblick ein, wo die Qualität, die mir sichere Orientierung erlaubt, nicht mehr gegeben ist. Das hängt von der momentanen psychischen Gesamtbelastbarkeit ab. Mit anderen Worten: Für mich selbst ist Ordnungsliebe ein Indiz für Unsicherheit. Je mehr ich aufräume und das beobachte, desto mehr habe ich eine innere Sicherheit verloren. Das trifft nicht mit Zwangsläufigkeit auf alle Lebenssituationen zu, aber auf die Ordnung im Raum bezogen ist es so. Wenn ich anfangs alles neu zu organisieren, dann bin ich mit dem momentanen Zustand nicht zufrieden oder er belastet. Und am belastbarsten bin ich, wenn mir das alles vollkommen egal ist.

Es ist alles eine Frage der Bedingungen zwischen den einzelnen Elementen, die es zu ordnen gilt. Beispielsweise kann ich unglaublich gut mit Provisorien leben. Durch Zufälligkeiten häuft sich zum Beispiel ein Bücherturm auf dem Arbeitstisch. Wenn der an einer Stelle steht, wo er nicht weiter stört, kann der bis zu anderthalb Jahren dort stehen. Und irgendwann räume ich vielleicht ein Regal leer und dann werden die Bücher dort einsortiert. Es geht also mehr oder weniger um organisiertes Umschichten von Gegenständen und Objekten. Damit geht dann oft eine Neuorientierung im Raum einher.

Ich brauche immer Zeit, um den Dingen einen Ort zum Verbleib zuzuweisen. Der muss gefunden oder eben erst geschaffen werden. Ich habe viele Dinge.

Ich bin gerade dabei, meine Bibliothek neu zu sortieren. Und habe dann festgestellt, dass ich wahnsinnig viel Literatur von Künstlern habe, die mich überhaupt nicht interessiert. Die lege ich auf einen großen Stapel, mache sozusagen auch eine Ordnung, die wird dann hierarchisiert und führt dann irgendwann dazu, dass die Bücher in einer Kiste verschwinden oder schlimmstenfalls in einem Altpapiercontainer. Ich habe auch schon bereut, wenn etwas weg war. Aber selten.

Anders ist es bei dem Verkauf von Dingen. Geld kommt ständig nach, das Objekt aber nie mehr zurück. Es ist ein schlechter Tausch. Die ideelle Bindung an das Stück ist größer als das Interesse an Geld, was mich im Grunde genommen gar nicht interessiert. Was wichtig ist, sollte man gegen Geld nicht abgeben, sondern bestenfalls gegen etwas tauschen, was einem ebenso wichtig ist.

Unter den üblichen bibliothekarischen Gesichtspunkten sortiere ich Bücher eher selten. Sondern nach einer inneren Landkarte, auf der ich mich orientieren kann, die über ein imaginäres Vernetzungssystem funktioniert. Das heißt, mit welchem Buch verbinde ich welchen tatsächlichen oder vermeintlichen Inhalt und welcher Inhalt ist in dieser Nähe. Wenn ich beispielsweise Fachliteratur zu Leuchten des 20. Jahrhunderts zusammenstelle, dann weiß ich, dass in diesem Regalmeter alles über Leuchten steht. Hat jetzt aber ein Architekt ein interessantes Werk im Bereich der Leuchten geschaffen, ist immer die Frage, steht das bei den Architekten oder steht das mehr bei den Leuchten? Dann hängt es davon ab, in welchem Kontext ich den in meiner inneren Landkarte sozusagen abgelegt habe.

Eine Bibliothek setzt ja voraus, dass es ein universelles Ordnungssystem gibt, das Zweite und Dritte nachvollziehen können. Das ist bei mir nicht der Fall. Das heißt also, innerhalb dieser Ordnung bin ich die ordnungsstiftende Instanz. Bei Umorientierungen kann es zu Neuordnungen kommen. Je größer die Menge der zu ordnenden Dinge ist, desto mehr scheine ich nach offiziellen Ordnungskriterien zu suchen.

Ich könnte die unterschiedlichen Farben meiner Tinte in den Regalen oder Kisten unterbringen, in denen Farben stehen. Ich könnte sie aber auch in die Schublade legen, wo Füllfederhalter sind. Beides würde Sinn machen. Dann hängt es manchmal von rein logistischen oder formalen Faktoren ab. Wenn da ein Gläschen dabei ist, was in die Schublade nicht reinpasst, dann würde ich alles in das Regal mit Farben stellen. Das heißt, zu einer inneren Landkarte kommen immer noch äußere Bedingtheiten.

Es geht eigentlich immer um Orientierung und Orientierung schafft Sicherheit und Sicherheit beruhigt. Je mehr Beruhigung ich brauche, desto mehr ist das ein Indiz, dass die inneren Faktoren nach einer neuen Ordnung rufen. Also je entspannter, desto weniger geht mir die Sucherei auf die Nerven.

Mein Schreibtisch ist in der Regel groß, etwa drei Quadratmeter. Ich habe jetzt für dich eine Stelle freigeräumt. Ich habe überhaupt hier so eine imaginäre Grenze. Die Hälfte der mir gegenüberliegenden Seite bleibt potenziellen Besuchern vorbehalten. Wenn die nicht mal ihre Unterarme auf den Tisch kriegen, können die sich nicht wirklich willkommen fühlen, sondern fühlen sich mehr als Störung. Weil sie sich dann selbst gegenüber der Dominanz der Objekte zurücknehmen müssen.

Auf dem Schreibtisch befinden sich alle aktiven Prozesse. Deswegen habe ich auch keine Aktenordner, die habe ich nur gezwungenermaßen zu Hause. Die erledigte Steuererklärung brauche ich ja. Aber alle aktiven Prozesse, auch wenn sie sich über Monate oder Jahre hinziehen, habe ich auf dem Schreibtisch und muss sie permanent wenden. Also quasi belüften. Alles, was belüftet wird, wird auch wahrgenommen. Ein Blick auf den Zettel: „Ach der Scheiß, muss ich auch noch machen ...“ Kommt also wieder nach oben. Dann wird es erledigt, bestenfalls weggeschmissen,

oder wenn es sich um einen Vorgang handelt mit Rechnungen und Quittungen, Versicherungen, diese Dinge, die werden dann tatsächlich auch gelocht und abgeheftet. Solange der Prozess aber noch im Gange ist, bleibt es auf dem Schreibtisch und wird bei der täglichen Sucherei nach Dokumenten auch immer wieder gesichtet.

Deswegen ist der Schreibtisch immer absolut chaotisch.

Es gibt also kein dahinter liegendes Ordnungsprinzip mehr. Ich möchte nicht ständig aufstehen, an ein Regal gehen und den Vorgang raussuchen, damit der Schreibtisch leer bleibt.

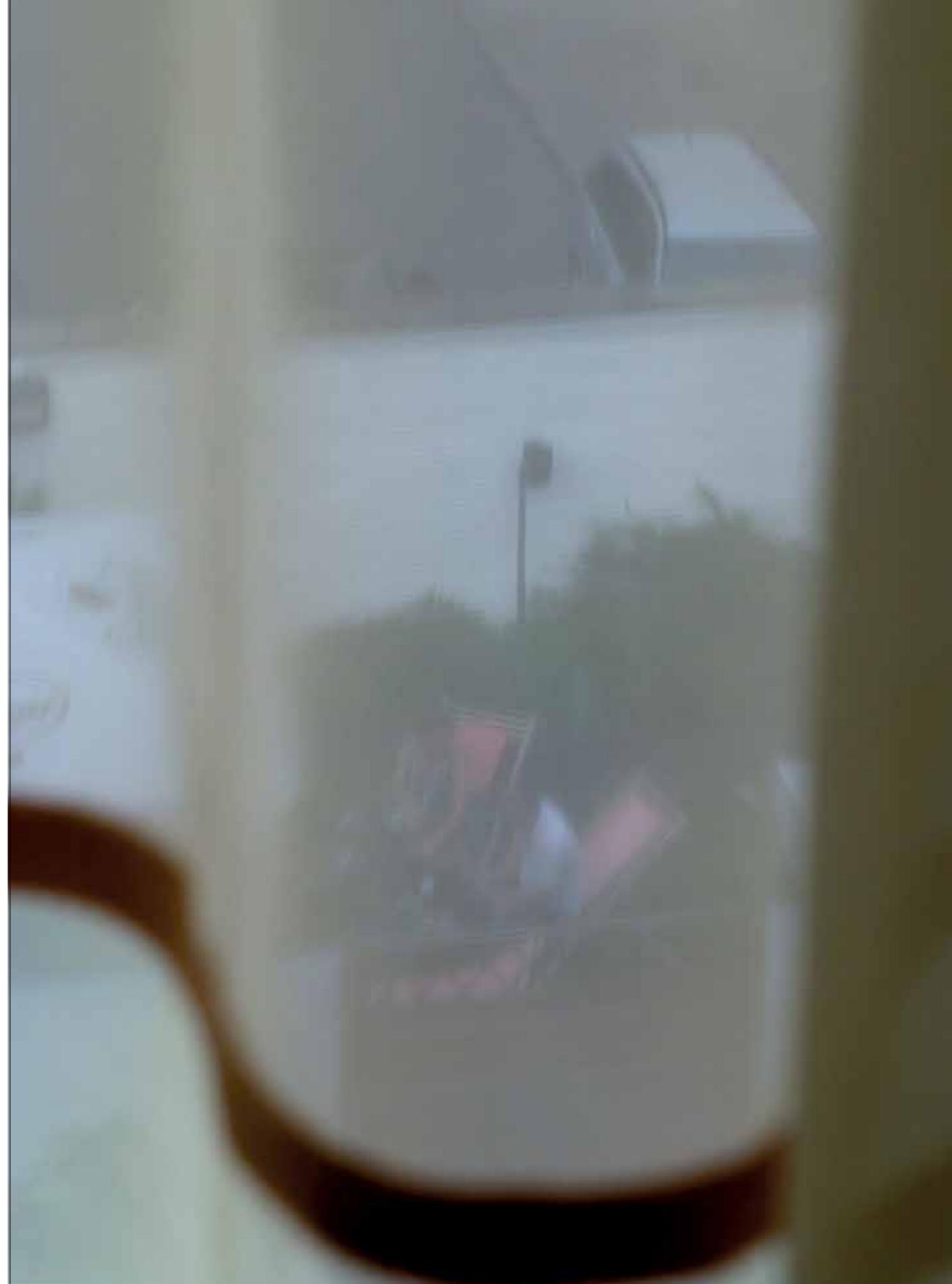
Mein Vater sagte immer schon: „Wenn ich deinen Schreibtisch sehe, dann weiß ich, wie es in deinem Kopf aussieht.“ Wie auch immer er das gemeint hat, er hatte nicht ganz unrecht. Die Pointe gegenüber meinem autoritären Vater habe ich mir dann aber verkniffen. Sein Schreibtisch war nämlich leer.

Ich verfolge im Computer ein ähnliches Ordnungsprinzip wie auf dem realen Schreibtisch. Deswegen war die Erfindung des Desktops eine Befreiung gegenüber früheren Ordnungssystemen auf dem Computer. Das heißt, der Schreibtisch ist fast immer voll, ich lege fast alles sichtbar auf den Schreibtisch, mit vergleichbar wenig Unterverzeichnissen. Auch hier ist es eine Frage der Menge, wann die Kapazität erreicht ist, dass ich nichts mehr wiederfinde. Dann fange ich an, weiter zu differenzieren. Aber das bleibt in einem überschaubaren Rahmen. Also habe ich mein „Ordnungssystem“ vom Raum auf den Schreibtisch übertragen und vom Schreibtisch auf den Desktop. Das funktioniert für mich ganz gut, ich bin aber auch kein professioneller Bildschirmarbeiter. Das heißt, wenn man größere Mengen von parallelen Vorgängen permanent abrufbar haben muss, wäre wahrscheinlich ein differenzierteres Ablagesystem naheliegender.

Ich verbringe viel Zeit am Computer. Weil ich jeden Tag mit Leuten per Mail kommuniziere. Ich schreibe Texte, mittlerweile nicht mehr mit Bleistift auf einen Zettel, sondern direkt im Computer. Ich ordne dann im Schreibprogramm durch Aktivieren, Verschieben, Streichen und Wegschieben von Blöcken. Das heißt, auch die Texte entstehen am Computer. Da mache ich alles so höchst unprofessionell, so dass Leute, die mir bei der Arbeit über die Schulter schauen, sich auf die Schenkel schlagen und mir erklären, wie man es machen müsste. Das weiß ich aber alles gar nicht, weil ich es nie gelernt habe und weil ich noch nicht eine Minute ein Handbuch aufgemacht habe. Also kann es sein, dass ich über den Zeitraum von Monaten oder Jahren höchst umständliche Konstruktionen wähle, die mir aber vertraut sind. Quasi in Analogie zu der Wühlererei auf dem Schreibtisch. Es dauert dann lange, um auf eine rationelle und in Anführungszeichen vernünftige Arbeitsform umzuschwenken. Deswegen bin ich auch mit neuen Programmen immer ausgesprochen vorsichtig und zurückhaltend. Ich freue mich überhaupt nicht, wenn es Neuigkeiten bei Programmen gibt.

Ich benenne meine Aktenordner ähnlich der inneren Landkarte und Organisation größerer Mengen von Büchern, Archivalien und Belegen. Denn was ich nicht in meiner inneren Landkarte, also durch visionären inneren Zugriff, parat habe, das existiert eigentlich auch nicht. Das mag da drin sein, wird aber erst wiederentdeckt, wenn ich gezielt suchen würde. Habe ich es ein Mal gesucht, weiß ich, wo es ist, und kann es mir merken. Manchmal ist ein Aufkleber oder ein eingelegter Zettel auch ganz hilfreich.

Aus der Serie *Fensterbilder*.
Hannover. 2014



Was die Ordnungssysteme auf dem Computer anbetrifft, funktionieren die ähnlich. „Das lag doch in der Nähe von dem, das könnte in dem einen Ordner sein, in dem auch dies und das drin liegt ...“ Es wird also organisiert durch eine gedankliche Nähe zu einem anderen Zusammenhang. So finden auch in manchen Ordnern sehr skurrile Dinge zusammen. Die aber für mich zusammengehören. Es ist mehr ein intuitives System.

In dem Augenblick, wenn ich ausscheide, gibt es gar kein Ordnungssystem. Da müsste man sich große Mühe geben, das Ganze wieder ordentlich abzulegen, um es möglicherweise Dritten zugänglich zu machen. Bei meiner wissenschaftlichen Arbeit ist es Gott sei Dank so, dass es andere Menschen für mich übernehmen. Denen schütte ich dann diesen ungeordneten Karton auf ihren virtuellen Schreibtisch und die finden dann ein Ablagesystem, das auch in einem größeren sozialen beziehungsweise technischen Zusammenhang funktioniert. Die ordnen die Inhalte in eine sehr komplexe Datenbank ein. Die haben früh begriffen, dass man mich besser aus solchen Datenbanken rauslässt. Erstens komme ich damit gar nicht klar, zweitens sehe ich das gar nicht als meine Aufgabe. Die witzeln dann immer. „Fahr nie betrunken Auto, halte dich gesund, mach Sport, wenn du abkratzt, ist es alles weg.“

Sobald ich denen das Material ausgehändigt habe, ist es für sie sicher in der Datenbank des Zentralinstituts für Kunstgeschichte, wo die Leute damit arbeiten können. Deswegen muss ich da alle paar Monate zum Rapport hin und bringe dann so eine Kiste mit Zetteln und Memos. Manchmal schäme ich mich dann so richtig, aber meistens klappt es dann doch, weil ich mich dann doch richtig gut auskenne. Dann gucken die sich immer alle an, rollen mit den Augen und sind dann erstaunt, dass es dann doch relativ flugs zu einer Ordnung kommt. Durch die unorthodoxe „imaginäre Ablage“ kommt es oft zu interessanten Querverbindungen, die neue Evidenzen schaffen und sogar Anlass für neue Spekulationen sein können.

Wenn ich die Sachen später suche, dann brauche ich dort nur anrufen und finde alles schön geordnet vor, das ganze Wirrwarr wird von Profis aufbereitet, auch für meine eigene Arbeit. Es ist immer dann ein erstrebenswerter Status erreicht, wenn das von mir intuitiv „Geordnete“ von Leuten in eine vernünftige Ordnung überführt wird. In eine zuverlässige Form, die sozialverträglich ist, wo Menschen auf der Basis dieses Ordnungssystems auch wieder Zugriff haben. Die machen so etwas wie Mülltrennung, während ich nur meine Sammelmülltonne hinstelle. Besonders wohl fühle ich mich, wenn meine innere Landkarte in einer technischen Struktur abbildbar ist. Da geht dann nichts verloren, aber das funktioniert letztendlich auch nur auf der Basis eines zumindest ähnlichen Denkens in Analogien, was aber einem wissenschaftlichen Arbeiten nicht immer gemäß ist. Ich bin damit ganz erfolgreich.

Mit modernen Datenbanken geht so etwas aber ganz gut. Das war früher ein Riesenaufwand. Das Prinzip des Zettelkastens, dem ich ja nahestehe als eher physischer Mensch, ist heute mit vernünftigen Verknüpfungen quasi gerettet. Dank digitaler Technik und hochqualifizierter Algorithmen lassen sich über alle möglichen Stichworte, also Orte in meiner Landkarte, komplexe Zusammenhänge wieder zusammenfügen.

Mein Bildschirm unterteilt sich in große geografische Zonen, die tatsächlich wie eine Landkarte funktionieren. Es gibt Kontinente, auf den Kontinenten gibt es Länder, in den Ländern gibt es Landschaften, in den Landschaften gibt es Städte, in Städten gibt es Plätze, Straßen, Häuser,

Hausnummern und Zimmer. Im Grunde genommen ein hierarchisches System, das aber leider nicht von mir durchgehalten wird. Denn immer wenn ich versuche, systematisch zu werden, klappt das eine Weile, und dann kommt das alte Phlegma durch. Jede Systematik, die komplex ist, aber nicht durchgehalten, ist ja schlimmer als das Chaos. Deswegen ist das nur eine bedingte Ordnung.

Ein Beispielname einer Datei? Ich mache mal den Rechner an und lese dir das vor. Ein Ordner heißt: Aussortiert. Darin sind alle Arten von Texten. Gedichte. Wissenschaftliche Abhandlungen. Kopien aus Büchern. Dinge, die mir interessant erschienen, die ich flüchtig angelesen habe und dachte, dass legst du mal an die Seite. Auch die werden immer nur auf Sicht erkannt. Über Gedankenbrücken. Ich benenne den Ordner selten so, dass konkrete Inhalte sofort deutlich werden.

Daneben gibt es aber immerhin den Ordner: Eigene Texte.

Da sind also nur Texte, die ich selbst geschrieben habe. Die vermengen sich von der Notiz über den Entwurf bis zum Auszug aus dem gedruckten Buch.

Oder hier der Ordner: Bücher, Aufsätze.

Darin sind dann in Dopplung des Ordners Eigene Texte nur bereits verlegte Sachen, die man per ISBN auch bekommen kann.

Dann gibt es den furchtbaren Ordner Verschiedenes.

Den gibt es ja überall. In Verschiedenes lege ich Dinge, die es fast nicht mehr wert sind, aufgehoben zu werden. Mit der Kategorie kann ich auf meiner Landkarte wenig anfangen. Dann gibt es Bilder diverse. Das sind alle Bilder, die an anderer Stelle meistens noch einmal sortierter auftauchen. Die meisten Dinge sind doppelt und dreifach abgelegt. Was natürlich, wenn man sucht, auch zu einem gewissen Chaos führt, aber die Chance des Wiederfindens erhöht. Auch dieser Speicher muss permanent gewendet und gelüftet werden.

Ich müsste eigentlich in Analogie zur ständig wachsenden Datenmenge auch einen ständig wachsenden inneren Speicher haben. Es gibt die Vorstellung, dass das menschliche Bewusstsein, das Erinnerungsvermögen und der Zugriff auf die Erinnerung begrenzt ist. Das ist aber wohl falsch. Wir nutzen nur Bruchteile davon. Wenn ich also fleißig bei der Sache bleibe, könnte ich mit Memorialtechniken idiotische Datenmengen im Kopf vernetzen. Die Frage ist nur, sind die Punkte, die untereinander vernetzt werden, stabil genug, um so viel Ballast zu halten? Was hängt an dieser Vorstellung von diesem Objekt noch alles an Bildern und Listen dran?

Wenn mir Dinge mehrfach als überflüssig begegnet sind, fange ich an wegzwerfen. Ich fange zu Hause an wegzuschmeißen, wenn ich mich unwohl fühle, und beim Computer ist es genauso.

Die Landkarte als Bild für den Inhalt meines Computers hat auch vertikale Schichtungen. Wenn man versucht, in diesem Sprachbild zu bleiben. Es hängt von der Komplexität und der Masse ab. Je länger ich additiv nebeneinander Reihen anlegen kann, vielleicht wie Kinder bei einem Lege-spiel, je lieber ist mir das. Denn dann kann ich mit einem Blick in die Breite die jeweiligen Nachbarschaften und Kontexte noch überschauen. In der Tiefe der Ordner müsste ich ja sozusagen punktuell in die Struktur eindringen, und dann hätte ich nicht mehr den Überblick. Alles was sich in der Fläche erstreckt, kann visuell erfasst werden, alles was sich in der Tiefe erstreckt, erfordert eine organisierte Aktion. Und bereits auch die Vorstellung, was könnte da noch drin liegen.

Ich bin viel im Internet. Jeden Tag. Privat und dienstlich. Wobei das bei mir sowieso nicht besonders auseinanderfällt, weil es um die gleichen Dinge geht, Gott sei Dank.

Das Internet ist für mich eine ähnlich physisch vorstellbare Welt wie die sichtbare, erfahrbare und erlebbare tatsächliche Welt. Für mich ist ein Gedanke ein Objekt. Umgekehrt könnte man auch sagen: Es ist ein Objekt durch den Umstand, dass ich es erfasse und in meinem Bewusstsein speichere, verarbeite, hierarchisiere, in Kontexte stelle. Quasi in Umkehrung dessen auch eine gedankliche Qualität. Die Physiker versuchen das ja auch zu thematisieren, indem sie sagen, eigentlich ist alles materialisiertes Bewusstsein. Und wenn ich einen Apparat oder eine Maschine sehe, ist das letzten Endes die Materialisierung einer mehr oder weniger genialen Vorstellung.

Insofern ist diese Aufteilung in virtuelle, gedankliche oder emotionale Welten und physische Objekte erst einmal auch nur eine Hilfskonstruktion.

Deswegen neige ich dazu, Disketten mit virtuellem, aber sinnlich erfahrbarem Gespeicherten zu den Wissensspeichern alter Prägung, also Büchern, Dokumenten und Fotografien, einzuordnen. Das kann ich mir noch so lange erlauben, wie ich kein echtes digitales Archiv habe.

Internet war für mich, aber auch nicht nur für mich, glaube ich, der eigentliche Zugang zu Lernen und Wissen. Ich bin Autodidakt aus tiefster Überzeugung, ich würde fast sagen, dass ich in der Schule gar nichts gelernt habe. Nicht weil ich ein sehr schlechter Schüler war, sondern weil diese Art des Lernens für mich eine Zumutung war. Seitdem ich einen Computer habe, den ich übrigens als letzter in dieser Hochschule erhielt, ist mein Lernpensum enorm. Ich hatte anfangs große Berührungängste, ich habe den Computer erst gemieden. Ich bin ein Technikphobiker. Ich würde auch mein Handy niemals durch ein neues Modell ersetzen.

Ich habe meine Briefe immer diktiert. Und während die anderen alle vor ihren Rechnern saßen und sich mit den Tücken der Technik rumschlagen mussten, teilweise begeistert, teilweise frustriert, bin ich mit Händen auf dem Rücken im Sekretariat auf und ab stolz und habe Briefe diktiert. Seitdem es das Internet und Suchmaschinen gibt, lerne ich jeden Tag ununterbrochen. Ganz bewusst mit dem Ziel, Dinge zu erfahren. Das macht mir großen Spaß. Analog dazu habe ich mir mit den Büchern, die ich im Internet finde, eine Bibliothek alten Stils aufgebaut. Den Zugang zu den Büchern finde ich durch Recherche im Internet. Und das funktioniert ja genauso wie in meinem Kopf, komischerweise. Oder umgekehrt. Der Diskurs hüpfert ununterbrochen und ich hüpfte mit.

Ich kann niemals etwas linear erschließen, sondern nur in der Breite. Ich bin ein visueller Lerntyp.

Das Internet stelle ich mir vor wie einen unendlichen offenen Raum. Er ist nicht hierarchisch gegliedert, in Analogie zu meiner Vorstellung vom Universum, wo Konzentrationen von Materie in permanenter Bewegung, aber kalkulierbarer Nachbarschaft in dem Augenblick entstehen, wo ich länger hingucke.

Und dann entstehen die unkalkulierbaren Nachbarschaften. Dann wird es interessant ...

Die verfügbaren Informationen sind alle da, man muss nur lange genug hingucken und die Verbindungslinien herstellen.

Ich lasse andere Leute an meinen Computer. Viel Vergnügen.

Es gibt Dinge, die niemand sehen darf, na klar.

∞

„Der Untergang des Raumes ist programmiert“

ISBN Nr.: 978-3-938092-07-1

Herausgeber:
Kunst und Kulturverein Alte Schule Baruth

Konzept und Text sowie Interviews: Nora Fuchs
Fotografie:* Nora Fuchs
Layout: Nora Fuchs
Lektorat: Dr. Dagmar Deuring
Druck: Druckerei Heenemann

* außer:
Seite 92: Fotograf Kreuzberger Salon
Seite 196 unten: Mutter einer Teilnehmerin

1. Auflage 250 Stück

Autor: Nora Fuchs
1. Auflage 250 Stück
erschienen Oktober 2015

© Nora Fuchs